



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reihlen, Max: Von den Schwaben in Südungarn

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sondern auf das zu schelten, was wir — noch nicht verstehen. Als ich jene Kunstwerke wiederholt hörte und sah, zogen sie mich immer mächtiger in ihren Bann. Ich war längst ihr leidenschaftlicher, unabwendbar treuer Verehrer, als mir die Einsicht aufging, die aus den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft, aus dem biogenetischen Grundgesetz, zu mir herüberkam: daß ich in mir selbst die Entwicklung durchleide und vielleicht durchleiden mußte, die die Gesamtheit im Laufe von Jahrzehnten durchgemacht hat. Beethovens Sinfonien, Wagners Opern, Ibsens Dramen und so vieles andere Große hat sich erst allmählich durchsetzen müssen. Wir schütteln wohl heute den Kopf darüber, wie jene höchsten Werke der Kunst bei ihrem Erscheinen erst einen Mangel an Verständnis, oft sogar verbissene Ablehnung haben überwinden müssen, und wissen dabei über uns selbst so wenig Bescheid, daß wir — ich darf getrost verallgemeinern — übersehen, wie auch wir uns erst zu dem haben durchfinden müssen, was wir heute nicht wieder missen möchten.



Von den Schwaben in Südingarn

Von Max Reihlen = Stuttgart



Sind gegenwärtig wieder einmal schicksalschwangere Zeiten in Ungarn. Die Deutschen Gesetze vom Jahre 1868, welche allen in Ungarn wohnenden Nationalitäten den Unterricht in der Muttersprache für alle Zeiten versprachen, sind durch die Apponyischen Schulgesetze der letzten Jahre zwar nicht offiziell aufgehoben, aber tatsächlich so gut wie wertlos gemacht. Die zunehmenden Vorstöße der Magyarisierung gegen alle andern damals gewährten Reservatrechte in bezug auf den Gebrauch der Muttersprache, in der Selbstverwaltung und vor Amt und Gericht, vergrößern von Tag zu Tag die Spannung zwischen dem herrschenden Volk der Magyaren und den „Nationalitäten“, d. h. allen den Bewohnern Ungarns, welche ihre angestammte Nationalität nicht aufgeben wollen. Auf allen diesen, auf den Rumänen, Slovaken, Serben und Deutschen, lastet es wie ein Alp, daß es den Magyaren immer wieder gelingt, ihren König an der Einlösung seines Versprechens der Wahlrechtsreform zu verhindern. Einmal muß das feierlich verheißene gerechte Wahlrecht aber doch kommen, das die Hälfte der Bewohner Ungarns erst zu Vollbürgern machen wird. In diesem Zeitpunkt dürfen wir im Reich wohl einen Auslug nach unsern Volksgenossen im Süden Ungarns, nach den ca. 700 000 „Schwaben“ tun. Als ich sie im Jahre 1901 besuchte, lag es noch wie ein Dornröschenschlaf über ihrem völkischen Empfinden, doch „sah ich“ — um mit Uhland zu sprechen — „manches Auge flammen, und klopfen hört' ich manches Herz“. Damals kümmerten sich die

Schwaben noch nicht um die Politik, es war selbstverständlich, daß man den Kandidaten der jeweiligen Regierung wählte; heute schicken sie sich an, auch als „Nationalität“ auf den Kampfplatz zu treten.

Was ich damals sah und hörte und was die zu jener Zeit angeknüpften persönlichen Beziehungen mir seitdem zugebracht haben, sei auf dem Hintergrund der Geschichte hier wiedergegeben.

Ich begann meine Reise nach Ungarn in Wien, denn bis vor fünfzig Jahren war Wien die eigentliche Hauptstadt Ungarns, und wer die Geschichte Ungarns studieren will, muß in die kaiserlichen Museen gehen, wohin solange alle historischen Merkwürdigkeiten und Kunstschätze aus Ungarn gewandert sind. Ein wesentlich kürzerer Aufenthalt genügt für die Sammlungen Budapests. Eins aber muß man den Magyaren lassen, daß sie in kaum fünfzig Jahren eine großartige moderne Stadt geschaffen haben. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß der fünfte bis sechste Einwohner Budapests Jude ist und daß die großen Zinspaläste fast alle in israelitischem Besitze sind.

Die Juden besleißigen sich beim öffentlichen Auftreten der magyarischen Sprache, trotzdem hört man auf der Straße überall Deutsch, wie ja auch bei der letzten Zählung immer noch 70000 Menschen Deutsch als Muttersprache angegeben haben. Budapest ist, wie gesagt, eine prächtige Stadt, weitaus das Schönste an dem Stadtbild aber ist seine Lage an dem breiten, raschfließenden, klaren, von vielen Brücken überspannten Strom.

Die Österreich zugewandte Seite trägt auf einem Hügel das Königsschloß und die Hofkirche. Dieser Hügel setzt sich nach Norden in einem längern Höhenzug fort. Einer dieser Berge, ein prächtiger Aussichtspunkt, heißt der Schwabenberg. Von ihm aus sah ich in die Gegend hinein, die vor zweihundert Jahren von den Schwaben besiedelt wurde und deren Dörfer immer wieder neues schwäbisches Blut in die benachbarte Hauptstadt schickte. Es wohnen in der Pester Gegend — abgesehen von der Hauptstadt — 110000 Schwaben. Leider verhinderte mich die Knappheit meiner Zeit, einen Abstecher in die Schwabendörfer zu machen, und es war ein schwacher Trost, daß ich beim Abstieg in ein ursprünglich zweifellos schwäbisches Wirtshaus kam, dasselbe hieß nämlich „Zum Saukopf“.

Am zweiten Nachmittag setzte ich mich wieder auf die Bahn, um in einem Zug die ganze ungarische Tiefebene zu durchfahren bis hinunter nach Belgrad oder vielmehr nach dem auf der ungarischen Seite des Flusses (der Save) liegenden Semlin.

Am andern Morgen wachte ich in Semlin auf. Das Gasthaus war sehr gut, ich beschloß also, wie weiland Prinz Eugen, zunächst hier mein Lager zu schlagen und mich zu erkundigen, wie ich meine Ausflüge nach den deutschen Dörfern am besten einzurichten hätte. Zuerst aber reizte mich doch die Neugier, über den Strom nach Belgrad hinüber zu fahren. Ich setzte mich also auf den Dampfer und betrachtete mir den Hügel mit der „Stadt und Festung Belgrad“, dem ehemaligen Hauptbollwerk der Türken, und dachte an den Prinzen Eugen und seine reichsdeutschen Hilfsvölker, unter denen sich auch ein Vorfahr des württembergischen Königshauses, Herzog Alexander von Württemberg, der nachmalige regierende Herzog, befand, und machte im Geiste den Sturm mit. Mittlerweile zog mich ein Mitreisender in ein Gespräch, das nach kurzer Zeit von einem Dritten unterbrochen wurde, und zwar mit den Worten „Send Sie net au a Schwab“?

Der Mann, der mich also anredete, war, das sah man gleich, kein Tourist; er trug hohe Stiefel und ein blaues Wams. Es war kein Zweifel, die

schwäbischen Landsleute, die ich zu suchen gedachte, hatten mich gefunden. Ein Wort gab das andere und der schwäbische Landsmann, welcher den noch jetzt in Württemberg häufigen Namen Schray führte, machte mir meinen Feldzugsplan für die nächsten Tage.

Durch einen eigenartigen Zufall kam ich auf diese Weise zuerst in eines der nicht sehr zahlreichen Dörfer, die von protestantischen Deutschen und dazu von Landsleuten im engsten Sinn des Wortes, nämlich von Einwanderern aus dem damaligen Herzogtum Württemberg selbst besiedelt sind, während die Mehrzahl der ungarischen Schwaben aus den erst durch Napoleon I. zu Württemberg gekommenen, „vorderösterreichischen Herrschaften“ und andern katholischen Gegenden stammt. Der Ort hieß Neupasua und liegt südlich der Save, also nicht im eigentlichen Ungarn, sondern in Slavonien. Vom Bahnhof aus wäre ich zunächst beinahe nach Altpasua zu den Slovaken gekommen, schloß mich aber noch rechtzeitig an ein altes Weiblein an, die mich nach gut schwäbischer Weise gründlich ausfragte. Sie witterte hinter meiner für sie gänzlich unverständlichen Reise nach Pasua irgendeinen geheimen Zweck, führte mich aber doch ans Pfarrhaus. Auch beim Pfarrer wollte es anfangs nicht recht klappen. Der Mann war kein Schwabe, sondern ein Deutscher aus Nordungarn, der in seinem ganzen Aussehen und Auftreten mehr an einen englischen Pastor erinnerte, unter anderem auch auf seinem Schreibtisch eine Pistole und Pistolenmunition liegen hatte. Er drehte meine Besuchskarte erst mehrmals herum, betrachtete mich von oben bis unten und fragte mich schließlich auf den Kopf, ob ich nicht von einer gewissen Sekte in Stuttgart geschickt sei. Als ich ihm darüber beruhigende Auskunft gegeben hatte, sagte er entschuldigend, daß schon Leute von dieser Sekte dagewesen seien, und daß ihm dies natürlich nicht angenehm sein könne; schließlich wurde er aber ganz liebenswürdig und führte mich zu einem der Lehrer des Ortes, namens Falkenburger. Nun war ich an die richtige Stelle gekommen. Herr Falkenburger war offenbar seinerseits ebenfalls erfreut, einen schwäbischen „Bettel“ zu sehen, und gab sich die größte Mühe, mich in kürzester Zeit mit Neupasua und den Neupasuaner Schwaben bekannt zu machen. Nachdem wir einen Blick in eines der vier stattlichen Schulgebäude geworfen hatten, führte er mich in ein sehr gut aussehendes Anwesen, dessen Besitzer er mit „Guten Abend, Vogel-Bettel!“ begrüßte. Wenn ich irgend noch im Zweifel gewesen wäre über den schwäbischen Ursprung der Neupasuaner, so hätten mich die vielen „Bettel“ und „Bäfle,“ die nur so herumflogen, überzeugt. Um so erstaunlicher war es, daß ich nicht ein einziges mal „Grüß Gott“ zu hören bekam. Auch sonst fiel mir neben manchem Kernschwäbischen auch Nichtschwäbisches auf, z. B. daß die Leute Parrer statt Pfarrer, Glöckner statt Meßner sagten. Wenn auch mein freundlicher Führer bestimmt versicherte, daß die Vorfahren der Neupasuaner aus dem damaligen Herzogtum Württemberg eingewandert seien, so wird man aus dem einen Wort Parrer schon entnehmen müssen, daß ein Teil von ihnen aus der fränkischen Nachbarschaft, sei es aus der „Palz“ oder aus dem Hohenlohschen, stammt. Sein eigener Urgroßvater, erzählte mein Führer, sei als „Schuster, Lehrer und Glöckner“ mit eingewandert und habe mit den andern von 1791 bis 1793 unter Zelten kampiert, bis den Einwanderern ein Teil der Markung der älteren slovakischen Kolonie Pasua angewiesen wurde.

Wer das Dorf und seine Bauern heute sieht, hält es nicht für möglich, daß diese Leute oder ihre Vorfahren vor nicht viel mehr als hundert Jahren mit nichts angefangen haben. Das Dorf hat sich so vergrößert, daß seine Häuser zum Teil schon auf der Markung der benachbarten, heute noch von Slovaken

bewohnten, Kolonie Pasua stehen, die jetzt zum Unterschied Altpasua heißt, und die Bauern haben, wie mir Herr Falkenburger versicherte, in fünfzehn benachbarten Gemeinden Güter. Ganz abgesehen von seiner Größe macht das Dorf einen recht stattlichen Eindruck, aber einem Dorf in Schwaben sieht es nun und nimmer gleich; ich möchte es eher mit einem ins Ländliche übersehten Ludwigsburg vergleichen. Den Grundplan des Ortes bilden zwei sich rechtwinklig kreuzende Straßen von auffallender Breite; sie erscheinen noch breiter, als sie tatsächlich sind, weil alle die anliegenden Gebäude nur eingeschossig sind. Das Mißverhältnis wird dadurch etwas gemildert, daß die Hauptstraßen mit Bäumen besetzt sind. Was die Gebäude anbelangt, so steht nicht Haus neben Haus, sondern Hof neben Hof. Dieselben sind alle mehr oder weniger nach demselben Plan gebaut. Das Anwesen des „Vogel-Beiter“ z. B. hatte rechts und links von dem großen Hoftor je ein Gebäude, die beide mit der schmalen Seite an die Straße stießen. Das Gebäude rechts enthielt die Küche, und zwar an der Straße die Sommerküche und nach hinten die Winterküche, die zugleich als Eßzimmer dient. Das Gebäude links war das eigentliche Wohnhaus mit den Schlafgemächern. Das Wohnhaus hatte längs der Hofseite eine schmale Veranda, deren Dach auf Pfeilern ruhte, was sehr hübsch aussah. Hinter dem Wohnhaus, durch einen mehrere Meter breiten Zwischenraum getrennt, lagen dann die Stallungen, noch weiter hinten in dem ganz mit Ziegeln gepflasterten Hof war ein Taubenhhaus und eine Einrichtung zur Flachsaufbereitung, weiter rückwärts eine Dampfmaschine.

Dieselbe Anlage des Hauses und des Hofes habe ich auf meiner weiteren Reise auch in den von Rumänien bewohnten Teilen Siebenbürgens angetroffen. Sie ist offenbar in diesen Gegenden seit uralter Zeit gebräuchlich und für die dortigen klimatischen und anderweitigen Verhältnisse passend. Sie soll, wie ich höre, auf das alte siebenbürgisch-sächsische Haus zurückgehen. Daß man solche ebenerdige Häuser auch sehr elegant ausstatten kann, habe ich an dem Pfarrhaus gesehen.

Wenn wir uns im Geiste ein entsprechend reiches Dorf in Schwaben vorstellen, so denken wir vielleicht zuerst an schmale, krumme, nicht unbedingt saubere Gassen mit eng aneinander gereihten Häusern, wir denken aber auch an die ehrwürdige, stilvolle, viele Jahrhunderte alte Kirche mit dem ummauerten Friedhof, an das altertümliche Rathhaus und an andere stattliche Siebelhäuser mit schöner Holzarchitektur, aufgeführt auf einem prächtigen steinernen Unterstock, und geziert mit allerlei steinernem Bildwerk. Von all diesem bildet Neupasua und ebenso die andern schwäbischen Dörfer, die ich gesehen habe, ungefähr das gerade Gegenteil; Kirche und öffentliche Gebäude sind einfach und nüchtern, die ganze Dorfanlage entbehrt des malerischen und historischen Reizes, und wenn mich einer in stiller mondhellener Nacht in die Mitte von Neupasua gestellt und gesagt hätte; „Das ist ein schwäbisches Dorf,“ so hätte ich das für einen recht schlechten Witz gehalten. Wenn ein Württemberger aber die Menschen von Neupasua auf dem Feld trifft und schauen sieht, oder gar die Kinder mit ihren strohblonden Haaren aus der Schule kommen sieht und „schwäzen“ hört, dann braucht er nimmer lang zu fragen, wen er vor sich hat. Wer aber in Ungarn zu Haus ist, der erkennt das schwäbische Dorf, auch wenn er bei sinkender Nacht durchfährt — an der Wohlhabenheit und Sauberkeit.

In Neupasua habe ich ein rein deutsches Dorf beschrieben; in der Mehrzahl der sogenannten schwäbischen Dörfer wohnen aber auch Angehörige anderer Nationalitäten, je nach der Gegend Serben, Wallachen und Magyaren; dadurch

wird trotz der übereinstimmenden Anlage der Höfe und Häuser der Charakter der Ortschaften etwas verschieden. Im allgemeinen drücken aber die Schwaben den Dörfern, in denen sie einmal sind, in steigendem Maß ihren Stempel auf, und zwar dadurch, daß sie die Nichtdeutschen möglichst auskaufen. Man zählt jetzt in der Batscha, das ist zwischen Donau und Theiß, 180 000 Deutsche, westlich von der Donau im Tolnauer und Baranyaer Komitat 180 000, östlich von der Theiß, im sogenannten Banat, 430 000, zusammen 690 000 Deutsche. Ihre Dörfer liegen auf einem Landstrich ungefähr doppelt so groß wie Württemberg in mehreren Gruppen zerstreut. Auch in den zwischenliegenden und umliegenden Städten sind die Deutschen stark vertreten; in Temesvar, der größten derselben, bilden sie die Hälfte der Einwohner. Zwischen den einzelnen Gruppen der deutschen Dörfer sind aber große Gebiete, die fast ausschließlich von dem herrschenden Volksstamm der Magyaren bewohnt sind. Ihre Gründung verdanken die Kolonien der Schwaben in Südungarn der Initiative der Landesherren wie fünfhundert Jahre vorher die der Moselfranken in Siebenbürgen. Aber während die Siebenbürger „Sachsen“ ihr Land erst erobern und jahrhundertlang mit dem Schwert behaupten mußten, wurden die Schwaben erst angezogen, als Prinz Eugen dem Kaiser Leopold die Türken endgültig vertrieben hatte; ihre einzige Waffe war der Pflug: Jetzt beginnen auch für sie die Zeiten des Kampfes, des Kampfes um geistige Güter und mit geistigen Waffen. Der Plan, die von der Türkenherrschaft und vom Krieg verödeten Gegenden wieder zu besiedeln, war sofort nach den entscheidenden Siegen über die Türken ins Auge gefaßt worden und der kaiserliche Sieger hatte sich, als König von Ungarn, von seinem ungarischen Landtag damals schon (im Jahr 1723, Gesetzartikel C. III) die Erlaubnis geben lassen, „Personen beiderlei Geschlechts“ ins Land zu ziehen und den Ansiedlern allerlei Vorrechte zu gewähren. Systematisch in Angriff genommen wurde die Sache aber erst von Maria Theresia nach dem siebenjährigen Krieg. Der Friede von Hubertusburg, 1763, machte sowohl für sie als für ihren großen Gegner einen Teil ihrer Söldnertruppen entbehrlich und beide versuchten mit gleichem Erfolg die Dienste ihrer erprobten Soldaten nun auf andere Weise für ihre Herrschaft zu verwerten. Schon zehn Tage nach dem Friedensschluß erließ Maria Theresia ihr „Kolonisationspatent“, in dem sie ihre „abgestifteten“ Soldaten aufforderte, „sich in ihren Deutsch-Temesvarer hungarisch-siebenbürgischen Erblanden als Bauern oder Handwerker niederzulassen“. Gleichzeitig stellte sie, wie einst Soldatenwerber, jetzt Kolonistenwerber im Reich auf, welche katholische Bauern und Handwerker zur Niederlassung in Ungarn veranlassen sollten. Für jeden nachgewiesenen Ansiedlungs-petenten erhielt der Werber 1 Gulden 3 Kronen. Den Ansiedlern wurde vor allem Reiseentschädigung bis zum Bestimmungsort versprochen, und zwar sollten Verheiratete 12 Kreuzer für den Tag und für jedes Kind 3 Kreuzer bekommen. Ledige und Verwitwete 6 Kreuzer. Die Reise ging über Wien und Pest, wo die Ansiedler sich jeweils zum Empfang ihrer Reisegelder und ihrer Legitimation zu stellen hatten, und von dort gewöhnlich zu Schiff weiter bis in die Nähe ihres Bestimmungsortes. Es kam aber auch vor, daß solche Ansiedler ihren Bestimmungsort nicht erreichten, und zwar deshalb, weil nicht bloß die Kaiserin kolonisierte, sondern auch magyarische Große, jeder in seiner Art. So wird von einem der ersten Hofbeamten und ungarischen Magnaten, einem Herrn von Grassalkowiz, der seine Güter verbessern wollte, berichtet, daß er ein Schiff mit Ansiedlern unterwegs gewaltsam abfaßte und die Leute unter Mißhandlung des begleitenden kaiserlichen Hauptmanns einfach auf seine Besitzung bringen ließ. An Ort und

Stelle wurden die Einwanderer von den Kolonisationskommissären empfangen und in ihr künftiges Besitztum eingeführt. Grund und Boden bekamen sie unentgeltlich, und zwar je nach den Geldmitteln, die sie mitbrachten, ganze, halbe oder Viertels-„Ansässigkeiten“. Außer dem Land erhielten die Leute das nötige Vieh, Ackergeräte, Futter und Brennholz auf ein Jahr, ferner das Holz zum Hausbau. Das Geld zum Hausbau wurde ihnen vorgeschossen. Wer nach fünf Jahren die Hälfte des Vorschusses abbezahlt hatte, dem wurde die andere Hälfte geschenkt. Zu diesen Leistungen kamen noch sechs Jahre Steuerfreiheit und andere Vorrechte.

Die Aufrufe der Kaiserin hatten einen riesigen Erfolg: statt der beabsichtigten vierhundert Familien konnten in zwei Perioden von je vier Jahren über achttausend Familien mit vierzigtausend Köpfen angesiedelt werden. Zuerst wurden die Ansiedler in schon bestehende, aber durch den Krieg von den Bewohnern mehr oder weniger entblößte Ortschaften gebracht; als die Zahl der Bewerber aber überhand nahm, wurden auf staatlichem Grund und Boden, den sogenannten Prädien (Domänen), neununddreißig ganz neue Dörfer ausgesteckt und gebaut. Da im allgemeinen nicht bloß die Namen der schon bestehenden Ortschaften beibehalten, sondern auch die Namen der Prädien einfach auf die neuen Ortschaften übertragen wurden, führten nur verhältnismäßig wenige der deutschen Dörfer deutsche Namen; auch diese haben vor wenigen Jahren, so gut wie die der altberühmten siebenbürgischen Städte, magyarischen Namen weichen müssen.

Für diese neuen Dörfer war in der „Impopulations-Instruktion“ vom 1. Januar 1772 ein Schema aufgestellt, nach dem sie alle angelegt wurden. Dieses deckt sich vollständig mit dem, was ich überall gefunden und bei der Beschreibung des viel später angelegten Neupasua auseinandergesetzt habe: Zwei rechtwinklig sich schneidende Straßen von 18 Klafter (34 Meter) Breite, in deren Schnittpunkt der Platz mit der Kirche und Schule; an die mit Bäumen besetzten Hauptstraßen schließt sich ein rechtwinkliges Netz von 6 bis 8 Klafter (12 bis 16 Meter) breiten Nebenstraßen, auf deren Schnittpunkten jeweils ein Pumphrunden vorgesehen war.

Obgleich bei der Anlage der Dörfer auf die gesundheitlichen Verhältnisse nach damaligen Begriffen sehr viel Rücksicht genommen worden war, hatten die Ansiedler am Anfang sehr unter Malaria zu leiden und die vorsorglicher Weise errichteten Spitäler bekamen viel zu tun; bald hieß es: „Das Banat ist das Grab der Deutschen,“ aber die zähe Arbeit und der unerschütterliche Wille der Schwaben besiegte — wie drei Generationen später im Heiligen Land unter ähnlichen Menschenopfern — den Widerstand des jungfräulichen Bodens. Langsam aber stätig kamen die Ansiedlungen vorwärts und das Tagebuch des spätern Kaisers Joseph, der fünf Jahre nach Beginn der Kolonisation Südungarn bereiste, gibt ein erfreuliches Bild.

Während Maria Theresia zuerst nur aus ihren eigenen Gebieten in Süddeutschland Ansiedler herbeiziehen wollte, meldeten sich solche alsbald aus den Rheinlanden, Lothringen und ganz Süddeutschland, so daß in einem Ort Leute aus sechzehn deutschen Vaterländern angesiedelt wurden. Das Weglaufen ihrer treuen Untertanen verdroß die großen und kleinen Reichsstände, was kein Wunder ist, wenn beispielsweise (übrigens erst später) einem Herrn von Falkenstein mit zweiundachtzig Familien ein namhafter Teil seiner Hinterlassen den Rücken kehrte. Die stets korrekte Kaiserin verlangte deshalb von jedem Ansiedlungswerber einen regelrechten Abwanderungspaß, wogegen der weniger korrekte als gutherzige

Joseph als Kaiser später eine Resolution gab, man solle auch solche ohne Paß nehmen, „denn die seien gewiß ärmer als die mit Paß Bersehenen“. Während die Kaiserin Maria Theresia eine eifrige Katholikin war, in Osterreich keinen Protestanten duldete und nur katholische Ansiedler in das Land ihrer calvinistischen magyarischen Untertanen zog, verewigte Kaiser Joseph das Andenken an sein erstes Regierungsjahr, 1780, durch sein berühmtes Toleranzedikt, das allen christlichen Kirchen freie Religionsübung gestattete und, als er drei Jahre später die Kolonisationsarbeit in Ungarn, nach zwölfjähriger Pause, wieder aufnahm, versprach er seinen Ansiedlern Gewissensfreiheit, Kirche und Schule für jede Religionspartei. Auch seine sonstigen Bedingungen waren noch günstiger als die früheren. So ist es kein Wunder, daß in drei Jahren nicht weniger als 41 000 Menschen durch ihn eine neue Heimat fanden.

Im ganzen wurden unter Maria Theresia und Joseph dem Zweiten 80 000 Deutsche in Südungarn angesiedelt; dazu kommen noch die 32 000 Seelen, die sich in den ersten vierzig Jahren der habsburgischen Herrschaft, wenn auch unterstützt durch das Entgegenkommen des Gouverneur-Generals Merri, eines ganz hervorragenden Verwaltungsmannes, doch mehr oder weniger auf eigne Faust im Banat anfässig gemacht hatten.

Die Kolonisation unter Maria Theresia und Kaiser Joseph dem Zweiten hat den Staat 7 Millionen Gulden gekostet, wogegen die Ansiedler 2 Millionen Kapital ins Land hereinbrachten.

Nach dem Tode Kaiser Josephs wurde die Kolonisationspolitik wie seine meisten Lieblingsprojekte von der Regierung nicht fortgeführt, obgleich noch Land genug dagewesen wäre: Nach wenigen Jahren waren bereits zweitausend von den besiedelten Bauernstellen wieder frei, ganze Familien waren ausgestorben, andere waren wieder fortgelaufen und wieder andere waren als „unverbesserlich“ abgestiftet worden. Infolge der Napoleonischen Kriege und wohl auch der Jagd- und andern Fronden im Reich kamen aber immer wieder Ansiedler von selbst, so im Jahre 1802 zwei- bis dreitausend Schwaben und im Jahre 1816 neunhundert Württemberger, Badenser und Hessen, von denen es in der Chronik heißt, daß sie „geld- und hilflos bei Temesvar herumirrten“; einer solchen Nachwandererschlar, die auf gut Glück daherkam und deshalb zwei Jahre unter Zelten kampieren mußte, bis die Regierung zur Ansiedlung Platz schaffte, verdankt auch Neupafua seine Entstehung. Diese Nachwanderungen waren an Zahl unbedeutend und es ist fast unbegreiflich, wie sich die Zahl der Deutschen im Lauf von hundertfünfzehn Jahren von 120 000 auf 700 000 erheben konnten, um so mehr, als am Anfang, infolge der Seuchen, die natürliche Vermehrung gering war. Später, als durch Anlegung von Kanälen und Austrocknung der Moräste die Gesundheitsverhältnisse sich verbesserten, ging die Zunahme der Bevölkerung rascher vor sich.

Wenn man bei uns in einer Stube ein Familienbild mit recht vielen Kindern sieht, so ist es immer ein Better in Amerika: so ungefähr wie dort liegen die Verhältnisse bei den Schwaben im Banat. In beiden Ländern ist in den bäuerlichen Kreisen die Geburtenhäufigkeit groß, die Erziehung billig und später Land für die Herangewachsenen unter günstigen Bedingungen zu erwerben. Wie die deutschen Farmer in Amerika suchen die Schwaben im Banat ihre heiratsfähigen Kinder möglichst bald selbständig zu machen, gewöhnlich zunächst auf einem gepachteten Grund und zwar meist in einer nichtdeutschen Nachbargemeinde. Die Alten schaffen dann vielfach, soweit nicht jüngere Kinder da sind, mit rumänischen Knechten, die gelegentlich auch einmal eine Deutsche zur Frau bekommen und eingedeutscht werden. Mit gutem Bedacht haben die

Schwaben ihre Kinder von jeher womöglich in einer nichtschwäbischen Nachbargemeinde untergebracht, weil sie dort leichter aus Pächtern Gutsbesitzer werden konnten. Durch diese fortgesetzte innere Kolonisation, die sich auch über Slavonien und in letzter Zeit bis nach Bosnien ausdehnte, hat sich die Zahl der ursprünglichen ca. achtzig deutschen Dörfer wesentlich vermehrt, und zwar hauptsächlich auf Kosten der umwohnenden Magyaren und Serben.

Der lebenslustige, gesellige, gastfreie magyarische Bauer, dem es nur wohl ist, wenn er bei Tanz und Wein den großen Herrn spielen kann, will sich zur steten Arbeit nicht bequemen, zum mindesten läßt er an Festtagen viel zu viel draufgehen. In der Feststimmung kommt es ihm nicht darauf an, dem Zigeunermusikanten ins Gesicht zu spucken und ihm dann einen Guldenzettel darauf zu kleben! Den nach seiner Meinung nur rastlos hüffelnden und bis zum Geiz sparsamen Schwaben verachtet er und bezeichnet ihn gewöhnlich als Hundsfott. Der Schwabe aber, der keinen höheren Genuß kennt als reichen Besitz an Vieh und Land, vertreibt ihn dafür von Haus- und Hof. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Schwabe nicht auch gelegentlich „herauslangt“; am Essen wird das ganze Jahr nicht gespart und bei der „Kirbe“, die dort wie im ländlichen Schwaben das Hauptfest des Jahres bildet, wird flott Geld hinausgeschlagen; aber es ist bloß einmal im Jahr Kirbe.

Das geistige Leben in den schwäbischen Dörfern steht hinter dem materiellen Vorwärtstreben weit zurück, es beschränkt sich so ziemlich auf die Pflege des Gesangs. Leider sind auch die Aussichten für die allernächste Zukunft nicht günstig.

Es wäre unrecht, den Schwaben daraus einen Vorwurf zu machen, denn es fehlt auf den Dörfern an der nötigen Anregung und an den geeigneten Männern. Bei den Siebenbürger Sachsen besteht seit Jahrhunderten eine gebildete Oberschicht, die zugleich der Hort des nationalen Gedankens und die Trägerin der fortwährenden Verbindung mit Deutschland ist. Diese führende nationale Schicht, welche in Siebenbürgen großenteils aus den Pfarrhäusern hervorgegangen ist, hat sich bei den Schwaben bis jetzt nicht gebildet. Die Geistlichkeit der Deutschen in Südingarn rekrutiert sich großenteils aus dem Bauernstand und hat im allgemeinen wenig wissenschaftliches Interesse.

Dazu kommt, daß die Pfarrer der reformierten Gemeinden in der Baranya und Batschka als Konfessionsverwandte der zum großen Teil ebenfalls reformierten Magyaren mit Bewußtsein im Sinn der Magyarisierung der Schwaben durch Verdrängung des Deutschen aus Predigt und Unterricht wirken. Was die katholische Geistlichkeit anbelangt, so arbeiten die Bischöfe, welche selbst Magyaren sind, ebenfalls in dieser Richtung, wenn auch vorsichtig, und auch über manchen Ortsgeistlichen wird schwer geklagt.

Höhere Schulen sind in den schwäbischen Dörfern nicht vorhanden, auch wenn diese über zehntausend Einwohner zählen, und auch in den benachbarten Städten ist für deutsches Geistesleben nicht viel zu holen, da dieses dort möglichst unterdrückt wird; so sind z. B. deutsche Theatervorstellungen nur selten gestattet.

Männer, die außerhalb des landwirtschaftlichen Betriebs etwas Hervorragendes geleistet hätten, sind deshalb, mit Ausnahme von ein paar geistlichen Würdenträgern, aus den schwäbischen Dörfern fast keine hervorgegangen.

Die Zahl der schwäbischen Bauernjöhne, die sich den gelehrten Berufsarten widmen, ist an sich eine verhältnismäßig kleine; von diesen kehrt nur eine Minderheit in die heimatlichen Dörfer zurück, und auch von diesen sind nicht alle als Träger und Verbreiter der deutschen Kultur zu betrachten, da sie bis dahin vielfach mehr oder weniger magyarisiert worden sind.

Mit dieser Gefahr der Magyarisierung hat es folgende Bewandnis: Wie oben berichtet, wird der einzelne Schwabe im allgemeinen von seinem magyarischen Nachbarn nichts weniger als geliebt, eher beneidet und noch mehr verachtet, und wie schon bemerkt gewohnheitsgemäß als Hundsfott bezeichnet. Dies geht so weit, daß in einem behördlich empfohlenen Liederbuch für die magyarischen Volksschulen ein Lied steht, in welchem „von der schwarzen Seele des ehrlosen Deutschen“ zu lesen ist. Dies verhindert die Regierung aber nicht, die Schwaben samt und sonders zum Eintritt in die große magyarische Familie dringend einzuladen, denn sie sind eben einmal eine wirtschaftliche Macht und die sichersten Steuerzahler.

Recht eindringlich ergeht nun die Einladung an diejenigen, welche die höheren Schulen besuchen, und am dringlichsten an die, welche in den Staatsdienst treten wollen. Hier heißt es schon mehr „Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“. Wer seine angestammte Nationalität, sei er nun Deutscher oder Rumäne oder Serbe, nicht in den Hintergrund stellt und womöglich einen magyarischen Namen annimmt, kommt im Staatsdienst nicht recht vorwärts, und ein Deutscher, der im Geruch „pangermanischer Gesinnung“, wir würden sagen im Verdacht deutschnationalen Bewußtseins steht, kommt selbstverständlich nicht als Beamter in einen deutschen Ort. Bleiben also für die Ausbreitung geistiger und völkischer Interessen nur die freien Berufsarten wie Ärzte, Rechtsanwälte und Redakteure übrig. Da die Gymnasien, Realschulen usw. alle in den stark unter magyarischem Einfluß stehenden Städten sich befinden und da diese Schulen nicht zum wenigsten im Sinn von Magyarisierungsanstalten für die jungen Deutschen, Serben und Rumänen betrieben werden, so haben die Schwaben in der Stadt Temesvar ein großes deutsches Pensionat errichtet, um den jungen Leuten wenigstens in den gefährlichsten Entwicklungsjahren einen Rückhalt gegen die von allen Seiten auf sie einstürmenden magyarischen Einflüsse zu geben. Ein ähnliches Heim hat die Gemeinde Gyertyamos in Szegedin errichtet. Damit wären wir auf die Schulfrage gekommen, die in den letzten Jahren im ungarischen Parlament fast nicht von der Tagesordnung weggekommen ist und dort noch manchen Sturm erregen wird.

Die Schulfrage leitet uns über von der Schilderung der blühenden Gegenwart und der ergreifenden Geschichte der schweren Gründungsjahre der Schwabenskolonien zu dem Ausblick in ihre Zukunft.

Bezüglich der wirtschaftlichen Zukunft der Schwabenskolonien ist zu Besorgnissen kein Grund. In den letzten Jahren haben sie mit großem Erfolg das Genossenschaftswesen auf völkischer Grundlage ausgebaut und in allernächster Zeit steht die Eröffnung einer Bankanstalt bevor, welche für die Schwaben das werden soll, was die Hermannstädter Sparkasse für die Siebenbürger Sachsen ist. Bis die neue Bank von ihrem Reingewinn jährlich 100 000 Kronen für kulturelle Zwecke spenden kann, wie es das siebenbürgische Geldinstitut tut, wird es freilich noch gute Weile haben.

Trüber sind die Aussichten der Schwaben in Hinsicht der Erhaltung ihres Volkstums, und zwar gerade wegen der Schulverhältnisse. Die sofort nach der Losreißung Ungarns von Osterreich durchgeführte Magyarisierung der höheren Schulen hat die beabsichtigte Wirkung der Magyarisierung der Städte überhaupt und im besondern die der Entnationalisierung des dort studierenden Nachwuchses der Deutschen und Slovaken (weniger der Serben und Rumänen) prompt erzielt. Die durch die Apponyischen Schulgesetze (ab Dezember 1905) vollendete Magyarisierung der Volksschule wird manchem Bauernsohn den Übergang in

das städtische Leben und damit in die magyarisch beeinflusste Welt erleichtern und ihn so der Gefahr der Entnationalisierung aussetzen. Aber die auf dem Lande bleibende Bevölkerung, die von der Staatskrippe nichts braucht und nichts will, ist durch die sechs Volksschuljahre und auch durch die magyarische Fortbildungsschule nicht zum Aufgeben ihrer Muttersprache zu bringen. Was erreicht werden kann und nach den Klagen der Schwaben leider auch in weitem Umfang erreicht worden ist, ist nur das, daß die Volksschüler die deutsche Schriftsprache nur mehr notdürftig kennen lernen und nach der Schule weder richtig Deutsch noch Magyarisch können. Dies hindert sie aber nicht, scharf rechnen und gut wirtschaften zu lernen! Das Klassenwahlrecht und die Wahlkreiseinteilung hat es den Schwaben bisher tatsächlich unmöglich gemacht, aus eigener Kraft auch nur einen Kandidaten in den Reichstag zu bringen; es focht sie aber wenig an: das dynastische Gefühl einerseits und der Stolz der großen Bauern, die mit den armen Rumänen und Serben nichts zu tun haben mochten, ließ die Schwaben ihre Stellung an der Seite des Herrenvolkes der Magyaren nehmen, die Kandidaten der Regierung waren ohne weiteres ihre Kandidaten. Die Regierung hat auch nie verfehlt, die unerschütterliche Staatsstreue der Schwaben mit zuckerfüßen Worten zu belohnen, freilich nicht ohne sie gleichzeitig auf immer härtere Proben zu stellen.

Und dies geschieht, obgleich die Magyaren wissen müssen, daß außer den Schwaben und den anderen Deutschen in ihrem ganzen Reich keine Nation lebt, die mit ihren Sympathien nicht auf seiten der Rumänen stehen wird, wenn, was kommen muß, das rasch erstarrende Königreich Rumänien sie zum Kampf um Siebenbürgen und seine Vorlande herausfordern wird, wo drei Millionen Rumänen wohnen! In ihrer Verblendung hat es die magyarische Regierung durch immer rücksichtslosere Angriffe auf das Heiligtum der Muttersprache endlich doch so weit gebracht, daß das Unmögliche zur Wirklichkeit wurde: vor vier Jahren hat sich unter den Schwaben eine Partei gebildet, welche mit den Nationalitäten zusammengeht. Die auf völkischer und demokratischer Grundlage fußende „Ungarländisch-deutsche Volkspartei“ fordert in ihrem Programm in erster Linie die gewissenhafte Einhaltung des Nationalitätengesetzes vom Jahre 1868, insbesondere „die gesetzlich begründete Achtung und freie Benutzung unserer deutschen Muttersprache im Gemeinde- und Municipalleben, die deutsche Protokollsprache, wo wir dazu berechtigt sind, und den freien Gebrauch der Muttersprache im Verkehr mit den Staatsbehörden innerhalb der vom Gesetz gezogenen Schranken. Wir verwahren uns gegen jede immer wieder versuchte Einschränkung des Gebrauchs unserer Muttersprache in Kirche und Schule und gegen jede Verletzung des auf dem Gebiete derselben uns zustehenden Selbstbestimmungsrechtes, insbesondere in betreff der für die Erhaltung unserer Kultur unentbehrlichen Volksschulen mit deutscher Unterrichtsprache. Solange der Staat seiner noch heute bestehenden gesetzlichen Verpflichtung, Schulen mit der Unterrichtsprache aller Bewohner Ungarns zu errichten, die zu fordern wir nicht müde werden, nicht nachkommt, bekämpfen wir jede Verstaatlichung von konfessionellen oder Gemeindeschulen“.

Daß diese Partei von der Regierung in jeder Weise schikaniert wird, ist nicht zu verwundern. Viel wunderbarer ist es, daß ihr Parteiorgan „Der deutsch-ungarische Volksfreund“ dem „Aufreizungsparagrafen“, dem beinahe wöchentlich eine der Nationalitäten-Zeitungen zum Opfer fällt, solange entging. Kurz vor Jahreschluß wurde der Redakteur des „Volksfreund“, Victor Drendi, ein Siebenbürger Sachse, aber endlich doch von dem Damoklesschwert getroffen.

In diesem Fall hatte die magyarische Regierung übrigens eine besonders unglückliche Hand. Wegen „Aufreizung gegen die magyarische Nation“ unter Anklage gestellt war ein Artikel, der nichts enthielt als eine nicht besonders geschmackvolle, aber absolut harmlose Lobpreisung des schwäbischen Volksstammes. Der Artikel stammte von einem ungarischen Militärarzt — dem wegen desselben nichts geschah — und auch das Gericht erster Instanz erkannte auf Freisprechung, nachdem der Staatsanwalt selbst erklärt hatte, daß in dem Aufsatz nichts von Aufreizung enthalten sei. Erst der höheren Instanz blieb es vorbehalten, das verdammende Urteil auszusprechen, welches von der Königl. Kurie in einer Sitzung von fünf Minuten bestätigt wurde. Solche Dinge dürfen nicht mehr oft vorkommen, sonst werden die magyarischen Chauvinisten erleben, daß die jetzt noch weitverbreitete politische Indifferenz der schwäbischen Bauern in politischen Eigensinn umschlägt. Diesen politischen Eigensinn — im guten wie im schlimmen — haben fast alle württembergischen Fürsten im Kampf mit der Landschaft (Vertretung der Stände) kennen gelernt und dem König Wilhelm dem Ersten von Württemberg hat er die Klage abgepreßt: „Das erste Wort, das der Schwabe ausspricht, heißt ‚Noi, etta‘“. Wie diesem seinem König gegenüber einst Ludwig Uhland „das alte gute (landständische) Recht“ verfocht („das Recht, das uns Gesetze gibt, die keine Willkür bricht“), so sind auch unter den Schwaben Ungarns Männer bereit, für das durch keine Untreue verirrte alte gute Recht zu kämpfen, das unter der Ägide des ritterlichen und gerechten Deaf festgesetzt worden ist, das Recht, das den Ungarn jeglicher Nationalität und jeglicher Konfession den ungestörten Genuß dieser Güter zusichern und die Möglichkeit freundiger und aufopfernder Mitarbeit am Wohle des Staats geben wollte und hätte geben können.



Zum siebenzigsten Geburtstage Otto Liebmanns

Von Fritz Medicus in Halle a. S.



Am 25. Februar vollendete Otto Liebmann sein siebenzigstes Lebensjahr. Seit dem Herbst 1882 wirkt er als ordentlicher Professor der Philosophie in Jena. Vorher schon hatte er die üblichen drei Stufen der akademischen Laufbahn an den Universitäten Tübingen und Straßburg durchgemessen. Die begriffliche Klarheit und die künstlerische Form seiner Vorlesungen hat in der langen Zeit seiner Lehrwirksamkeit eine gewaltige Schar von Studenten in seine Hörsäle gezogen, und viele, die seinen Geburtstag wissen oder ihn in diesen Tagen durch die Presse erfahren, werden in Gedanken zurückkehren nach dem großen Auditorium im ersten Stock des alten Jenaer Kollegiengebäudes, oder welches immer die Stätte gewesen sein mag, an der sie sich von ihm haben führen lassen durch